

Die Sommerzeit

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **234 (1961)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Sommerzeit

Erzählung von Otto Zinniker

Zeichnungen von Rudolf Moser, Bern

Das Dorf Brunnried stand am Rande einer breiten, ebenen Talfläche. In den weit voneinander abstehenden Häusergruppen und Einzelhöfen, die sich in gepflegten Obstgärten halb verborgen hielten, lebte ein aufgeschlossener Menschenschlag. Wo vor Jahrhunderten, zu einer Zeit andauernder Hungersnot, Sumpf und Moos der Rodung und Trockenlegung gerufen hatten, dehnte sich heute fruchtbares Wies- und Ackerland; und wo im heißen Sommer der Geruch von Fäulnis und Nässe aufgestiegen war, duftete es jetzt von Heu und Emd und reifem Korn. Die Männer von Brunnried schritten mit heiterem Sinn über die der Wildnis abgerungene Scholle.

Hoch über der Ortschaft lag auf einer Hangstufe das Gut Schön matt. Unten führte auf den Spuren eines alten Römerweges die Kantonsstraße bergüber, während gleich hinter dem Gehöft als Schirm vor Wind und Wetter der steile Wald aufstieg. Die Schön matt, ein kleines, in sich geschlossenes Königreich, war das Eigen des Bauern Jakob Gilgen. Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude waren aneinandergelagert. Obstspaliere rankten an Drähten empor, und von den in gelblichen Jurastein gefassten Fenstern hingen Fuchsien, Petunien und Geranien. An der Einfahrt erhob sich eine mächtig ausladende Linde und überragte das Ziegeldach mit dem aufgesetzten Glockentürmchen. Der Garten mit weiten Zeilen von Gemüse- und Blumenbeeten wurde auf drei Seiten von Johannis- und

Simbeersträuchern umsäumt, während er gegen die Gebaulichkeit hin mit einer Trockenmauer abschloß. Das ganze Anwesen war ein Sinnbild für Ordnung und Wohlstand. So hoch und frei lag die Schönheit, daß sie nur dem Himmel und den Jahreszeiten, Hitze, Regen, Schnee und Kälte untertan war. Von der Rundbank unter der Linde, auf der am Feierabend Jakob Gilgen mit seinen Leuten die kommenden Arbeiten und die Ernteaussichten zu besprechen pflegte, ging der Blick über das Hügelland hinweg zu den Schneebbergen und durch das Tal hinauf bis zum fernen See, der manchmal in der Dämmerung wie eine graue Platte aus Blei mit dem Grau des Horizontes verschimmerte.

Von jeher war es der Stolz der Gilgen gewesen, auf ihrem Grund und Boden als unabhängige, außer Gott nur sich selber verantwortliche Bauern zu schalten und zu walten. Sie gaben dem Staate, was dem Staate gehörte; sie bezahlten ohne zu markten ihre Steuern, leisteten als stramme Kavalleristen ihren Militärdienst und schickten ihre Knechte pünktlich ins Gemeindegewerk. Daneben aber richteten sie ihr Dasein nach eigenem Willen aus. Sie stiegen lediglich zur Erfüllung von Pflichten und zum sonntäglichen Kirchgange, nie aber zur Lust und zum Vergnügen nach Brunnried hinunter. Ebenso galt auf Schön matt von Generation zu Generation als ungeschriebenes Gesetz, sich in keine politischen Händel und Dorf-

streitigkeiten einzulassen. Deshalb konnte sich niemand erinnern, jemals einen Gilgen in der Behörde gesehen zu haben.

Jakob Gilgen, der letzte seines Geschlechtes, trieb die Eigenwilligkeit so weit, daß ihn die Brunnrieder nach und nach für einen schrulligen Sonderling zu halten begannen. Als er nach dem Tode des Vaters die Leitung des Gutes übernahm, stellte er den Betrieb binnen kurzem vollkommen auf Kälberrast um. Die im Dorfe unten schüttelten den Kopf, doch Jakob Gilgen kümmerte sich nicht darum. Er erreichte mit seinem Vorgehen die gänzliche Loslösung von der Käseerei. Der Austritt aus der Milchgenossenschaft brachte ihm ein Stück Unabhängigkeit zurück, die bei ihm hoch im Kurse stand. Jakob Gilgen war von sehni- gem, hohem Wuchs. Er glich einer Tanne im Bergwald. Unter der freien, hohen Stirn leuchtete ein Paar Augen von einer seltsamen Tiefe und Wachheit. Wen immer er in den Blick faßte, der spürte eine im Innern zupackende, bezwin- gende Kraft. Der Schönmatlbauer war kein Pol- terer und Gewaltmensch. In seinem Auftreten lag eher etwas Bornehmes, Patriarchalisches, das dem Wesen eines Mannes entsprach, der sich selber überwunden hat. Bei der Anstellung von Knechten hielt er nach bewährtem Brauch der Gilgen auf Leute, die das Vieh mit Liebe und Vernunft betreuten.

Ob schon Jakob Gilgen bestandenem Alters war, hatte er sich bis jetzt zur Heirat nicht entschließen können. Solange seine Mutter neben ihm weilte und ihm die Sorgen mit manchem guten Rat und Zuspruch tragen half, wurde er des Junggesellen- tums nicht überdrüssig. Das heimliche Sehnen und Drängen, das ihn zuweilen vor dem Ein- schlafen in der stillen Kammer erfaßte, verschleuchte er am nächsten Morgen wieder, indem er hemd- ärmlich in die Speichen des Arbeitsrades griff.

Als junger Bursche hatte Jakob Gilgen seine Augen auf Anna Wehrli, die Tochter des damali- gen Brunnrieder Gemeindeammanns, geworfen. Der ehelichen Verbindung wäre kein Hindernis im Wege gestanden, wenn er den Mut zur Äußerung seiner Gefühle aufgebracht hätte. Doch Jakob trieb die Schüchternheit so weit, daß er nicht nur keine Gelegenheiten zur Begegnung mit dem geliebten Mädchen suchte, sondern ihr geradezu auswich.

Und als Anna, die zu blonder Schönheit erblüht war, lange genug auf ein entschiedenes Zeichen seines Willens gewartet hatte, vermählte sie sich überraschend mit einem Bauern aus einer Ge- meinde weit oben im Tal. Was ihm blieb, war das Bild der ihm unversehens weggeschnappten Anna Wehrli. Er stellte es auf den Altar seiner verarmten Liebe und wurde nicht müde, es zu be- wundern. Wie der Widerschein eines beglückenden Traumes lag Annas Lächeln fortan über seinem Leben. Die Anmut ihres Gesichtes, das Ebenmaß ihres Körpers und den versonnenen Ernst ihres Schreitens sah er noch nach Jahren bei geschlosse- nen Augen. Ihre Erscheinung erhob sich immer leuchtender vor ihm, je älter und bedächtiger er wurde. Er verschloß sich vor der Welt mehr und mehr. In sein Antlitz gruben sich die ersten Züge des Verzichtes, und seine Eigenwilligkeit schlug mehr und mehr in Starrsinn um. Er hatte Ge- fallen an der Einsamkeit. Die Felder, Wiesen und Äcker besaßen für ihn eine Stimme. Die Wolken, der Wind, das Flimmern der sommerlichen Hitze und das Knistern der reisenden Ähren klangen ihm in die Seele wie fromme Musik. Das Land, mit dem er immer brüderlicher verwuchs, ersetzte ihm Frau und Kinder. Und wenn trotz allem das reuige Sinnen über ihn kommen wollte, dann war die Pfeife der letzte Trost. Er rauchte sie auf der Rundbank unter der Linde und blinzelte den blauen Wölkchen nach, die wesenlos ins Laubwerk entschwebten. Und da war noch etwas, das ihn aufrecht hielt. Auf der Suche nach dem Sinn des Daseins, des Werdens und Vergehens aller Dinge, las er während der Wintermonate in den Büchern der Geschichte. Er tat es verborgenerweise in seiner Kammer, wo er sich ungestört in das Weltge- schehen versenken konnte. Was ihn besonders fesselte, war nicht das Auf und Ab der Staaten und nicht das Erleben der Könige und Feld- herren, sondern das Verhalten der Menschen untereinander. Er erkannte, daß wir durch unlös- bare Bande mit unsern dahingegangenen Vor- fahren zusammenhängen. Ihre Leiber sanken in Asche, aber der Geist, der sie bewegte, wirkt weiter in uns. Er gelobte sich, das eigene Leben, das mit seinen Freuden und Leiden dem Kommen und Gehen ganzer Völker gegenüber wie ein Stäubchen im Luftraum war, bescheiden zu Ende zu tragen.

So verliefen für Jakob Gilgen die Jahre. Auf der Schön matt blieb alles gleich. Nur Mutter Gilgen war plötzlich gealtert. Noch dringlicher und öfter als früher erinnerte sie ihren Sohn daran, daß zu einem Bauern, der seine Habe beisammenhalten wolle, eine rechte Bäuerin gehöre. Jakob antwortete auf diese Zusprüche überhaupt nicht mehr und blieb bei seinem Junggesellentum, auch als die mahnende Stimme für immer schwieg. Er meinte, daß es sich mit seinen zweiundfünfzig Jahren nicht mehr der Mühe verlohne, eine Frau an seine Eigenart zu gewöhnen. Statt auf Freiersfüßen zu gehen und sich dem Spott der Brunnrieder anzusetzen, nahm er eine ledige Base ins Haus, der es ebenfalls schon aufs Haupt geschneit hatte.

Jungfer Ellenberger, eine scharfe, willwäntische Person, war zweimal verlobt und einmal nahezu verheiratet gewesen. Seither war sie auf die Männer schlecht zu sprechen. Sie schob ihnen die Schuld an ihrem Schicksal zu. Bald nach ihrem Einstand auf Schön matt nahm sie die Zügel so fest in die Hand, daß selbst Jakob Gilgen in sprachloses Staunen geriet. Mit Blicken, die immer sprungbereit waren, zeigte sie den Leuten, welche Stunde geschlagen hatte. Sie war verdrossen wie sieben Tage Regenwetter und ließ ihr sauertöpfisches Wesen namentlich an Knecht Andreas und Melker Christian aus. Kam sie schimpfend über den Hof geschlarpt, so flatterten die Hühner wie vom Habicht aufgeschreckt davon, sogar der Hund Nero verkroch sich unruhig ins Häuschen. Lediglich nach dem sonntäglichen Kirchengang, wenn die Predigt besonders ergreifend gewesen war, lag auf ihrem knochigen Gesicht zuweilen ein Anflug von Sanftmut, der aber nie lange vorhielt.

Jakob Gilgen hatte wenig Glück mit den Frauen. Er war zu langsam, und wenn er endlich einmal zugriff, langte er daneben. So wie ihm damals in der Liebe das erlösende Wort im Halse stecken geblieben war, so wenig fand er jetzt in der Not und in der Enge den Mut, der Ellenbergerin den Marsch zu blasen. Schon beim ersten Versuch, ihr den Standpunkt klarzumachen, fuhr sie ihm mit solcher Schärfe über den Mund, daß er Not und Instrument beiseite legte und den Atem enger zog. Die Base fühlte sich trotz ihres Reifens in der Rolle der Regentin so behaglich und sicher, daß sie durch kein Erdbeben von ihrem Thronsiß zu vertreiben

gewesen wäre. Und er, der Meister, kapitulierte um des Friedens willen und kehrte nur noch in seinem ureigenen Bereich, im Stall, auf den Wiesen und Äckern, den Herrscher hervor. Dort hielt er sich schadlos so gut es ging, dort duldete er nach wie vor keinen Widerspruch.

Jakob Gilgens Eigenwilligkeit trieb aus reiner Notwehr die krausesten Blüten. Als der Schweizerische Bundesrat im zweiten Weltkrieg die Einführung der Sommerzeit beschloß und diese Verfügung als allgemein verbindlich erklärte, wurde der Schön mätter an seiner verwundbarsten Stelle getroffen. Er stemmte sich mit Händen und Füßen gegen die Neuerung, die, wie man dem Volke weiszumachen versuchte, eine bessere Ausnützung der Freizeit für die Industriearbeiter, eine Ersparnis an künstlichem Licht, vor allem aber die Beseitigung verkehrstechnischer Schwierigkeiten mit dem Ausland bringen sollte. Der Stolz der Gilgen stand in Jakob auf, und deshalb schärfte er seinen Leuten bei Tische ein:

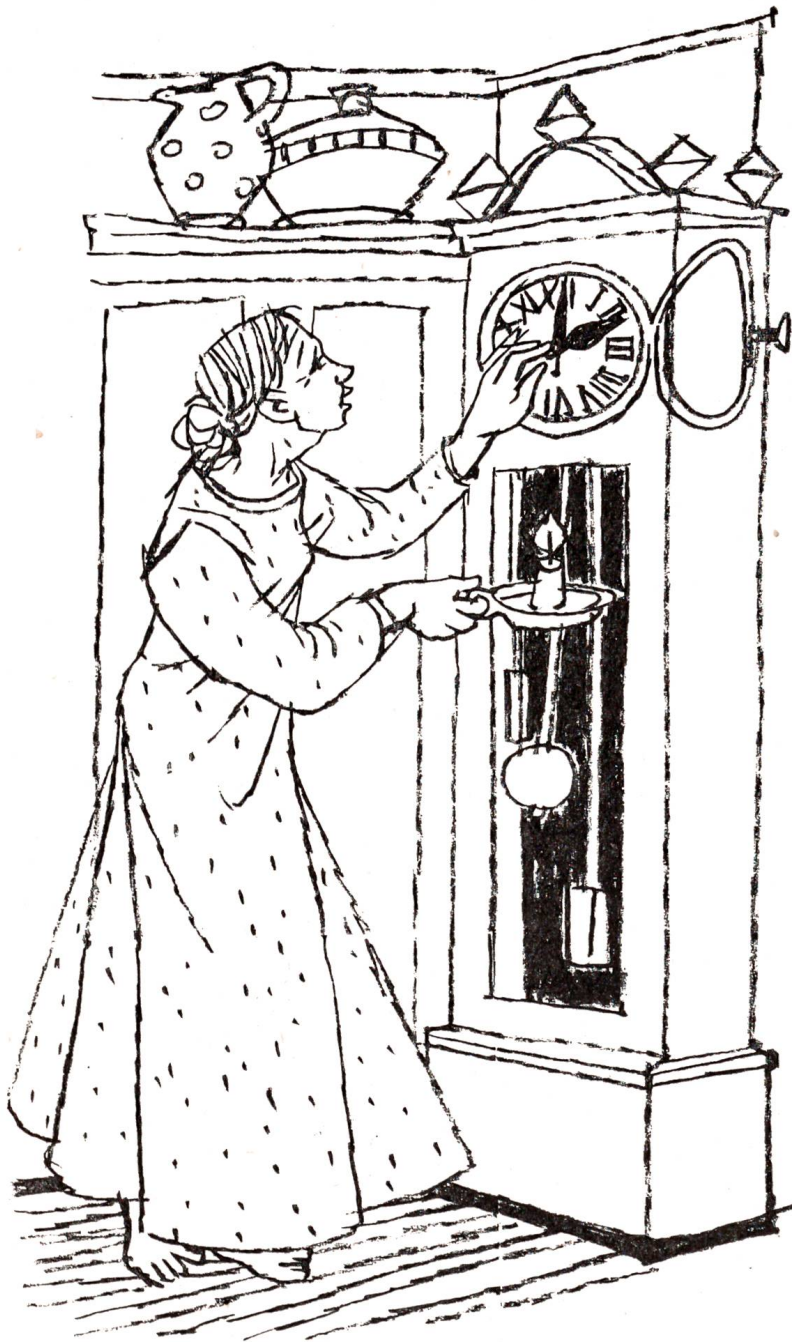
„Solange ich hier zu befehlen habe, wird die Uhr auf Schön matt nicht vorgeückt. Den Städtern paßt dieses sonderbare Geschenk vielleicht in den Kram, für uns Bauern aber wäre es der barste Unsinn. Wir richten uns in der Zeitmessung nach dem Sonnenlauf, doch nie und nimmer nach einer menschlichen Laune. Auf der Schön matt hält die Sommerzeit nicht Einzug.“

„Du wirst dich wie jeder andere fügen müssen, wenn du dich nicht der Lächerlichkeit aussetzen willst“, hielt ihm Jungfer Ellenberger verklemmten Gesichtes entgegen.

„Mögen sie lachen, die Brunnrieder, bis ihnen die Torheit am eigenen Leibe aufgeht“, antwortete er ruhig. „Erkennst du denn die Willkür der neuen Ordnung immer noch nicht? Ein einziges Beispiel offenbart sie dir. Sobald die Eisenbahnzüge, die den Milchtransport nach der Stadt besorgen, morgens eine Stunde früher fahren, muß der Bauer seine Kühe um eine Stunde früher melken. Die Tagesarbeit wird länger, die Nachtruhe kürzer und die Laune der Bediensteten noch schlechter. Das siehst du doch ein?“

„Sm“, zuckte die Ellenbergerin die Achsel. Und der Meister sprach weiter:

„Ich schätze mich glücklich, durch rechtzeitige Umstellung auf Kälbermast der Zumutung unserer



... Im Schein einer Kerze schob sie in der guten Stube die Zeiger der Wanduhr um eine Stunde vor.

Staatslenker zu entgehen. Denn lieber ließe ich mir ein Loch in die Kniescheiben bohren, als unsern Knecht, der bereits um vier aufsteht, schon um drei aus den Federn zu trommeln. So wahr ich Jakob Gilgen heiße, auf Schön matt wird nichts aus der Sommerzeit.“

„Da werde ich dann auch noch ein Wörtchen mitzureden haben“, hatte die Base bissig ein. Aber der Bauer, der ein Gewitter heraufstoßen sah, erhob sich und wandte der Küche den Rücken. Wie auf geheimen Wink folgten ihm Knecht und Melker.

„Die Donnerhagel werde ich schon nach meiner Geige tanzen lehren“, plusterte sich die Ellenbergerin auf und verstieg sich in ihrer ungestillten Kampflust so weit, den Meister vor der verdatterten Magd herunterzuzerren.

Als das Schweizervoll in der Nacht vom 4. zum 5. Mai seine Uhrzeiger um eine Stunde vorrückte und damit dem Herrgott in die ewigen Gesetze pfuschte, waren es im Umkreis von zehn Dörfern nur der Schönmatter Jakob Gilgen, der Knecht Andreas und der Melker Christian, die den Sprung über den eigenen Schatten nicht mitsprangen. Sie blieben beim alten, ehrwürdigen Zeitmaß, mit dem sie sich bisher zurechtgefunden hatten, während die Jungfer und auf deren Geheiß auch die Magd den feierlichen Anschluß an die neue Ordnung vollzogen. Die Base stellte den bundesrätlichen Beschluß turmhoch über den Willen des Bauern, nicht etwa weil sie für die Magistraten viel übrig gehabt hätte, sondern aus Teufelsucht und Leidwerkerei dem Better gegenüber. Sie setzte sich über dessen Befehl hinweg und schlich um Mitternacht, als das ganze Haus längst schlief, auf bloßen Füßen ins Erdgeschloß hinunter. Im Schein einer Kerze schob sie erst in der Küche und dann in der guten Stube die Zeiger der Wanduhr um eine Stunde vor. Dabei hatte sie so sehr mit dem Lachen zu kämpfen,

daß sie, mit nichts als dem Unterrock und einem Tüchlein angetan, beinahe vom Stuhl gefallen wäre.

„Der wird Augen machen!“ höhnte sie im Gedanken an Jakob Gilgen. Und als sie nach beendigter Arbeit die Treppe hinaufwuschelte, tanzte ihr das steifgeflochtene Zöpfchen vor Freude wie närrisch auf dem Nacken.

Der Schönmatter hatte nach dem Hinschied der Mutter die elterliche Kammer zu ebener Erde bezogen. Auf dem Nachttischchen stand der Becker und lief mit munterem Ticktack wie gestern auf mitteleuropäischer Zeit. Kurz vor sechs Uhr unternahm der Meister seinen allmorgendlichen Rundgang um den Hof. Er schaute bekümmert zu den Tannen empor, in denen der Regenwind rauschte. Und dann horchte er betreten auf und legte die Hand ans Ohr, als der sonst so wohl gezähmte und pünktlich aus dem Häuschen hüpfende Kuckuck der alten Gewichtsteinuhr durchs offene Fenster der guten Stube die Stunde verkündete. Sieben Rufe zählte Jakob Gilgen. Keinen mehr und keinen weniger. Sieben abgemessene, schmetternde Kuckucksrufe früh um sechs. Da stimmte etwas nicht. War der verlässliche Vogel, der ihm die Zeit schon in die Wiege gejauchzt hatte, plötzlich übergeschnappt? Oder hatte ihm jemand böswillig einen Kuck gegeben?

„Aha, die Sommerzeit!“ fuhr es dem Bauern durch den Kopf. „Die Base drillt ihn auf die neue Mode. Aber ich werde ihr das Handwerk legen.“

Er betrat die Stube und überzeugte sich, daß die Schwarzwälderin seinem Becker und seiner Taschenuhr wirklich um volle sechzig Minuten vorauslief. Um den frechen Eingriff rückgängig zu machen, brachte er das Pendel zum Stehen, wartete, bis die Sommerzeit ausgemerzt war, und setzte es wieder in Schwung.

In der Küche, dem streitlustig behüteten Despotensitz der Ellenbergerin, bot sich ihm die zweite Überraschung des Tages. Dort ging die Uhr ebenfalls eine Stunde vor. Rösti und Milchkaffee, die seit Menschengedenken morgens um sieben auf den Tisch gestellt wurden, standen erkaltet im Herdloch. Die Jungfer und die Magd hatten ihren Teil bereits zu sich genommen und hantierten, als der Meister und bald darauf der Knecht und der Melker zum Essen erschienen, be-

reits oben in der Wäschekammer. Der Bauer hieß seine Leute zuzihen, holte Platte und Krug herbei, nahm den Löffel auf und langte reihum mit den andern zu. Er würgte an jedem Schluck und Bissen, und Wolken umdüsterten seine Stirn.

Jakob Gilgen schien in seinem Schweigen entschlossen, den mutwillig vom Zaun gebrochenen Krieg bis zum Ende auszufechten und um keinen Zoll zurückzuweichen. Und die Ellenbergerin würde an ihm einen Widerpart finden, daß ihr die Zähne ins Wackeln gerieten. Eines solchen Drachens wegen durfte der Hof Schönmatter, der im Lande herum den Ruf eines Musterbetriebes genoß, nicht der Verlotterung verfallen. Dies zu verhüten, fühlte sich Jakob Gilgen noch stark genug. Die sommerzeitliche Marotte mit der Küchenuhr würde er der Base noch durchgehen lassen; doch drüben in der Stube regierte er, er ganz allein. Dort hatte ihn niemand zu behelligen. Und die Finger sollten verdorren, die noch einmal unbefugt an die Schwarzwälderin tasteten.

Als an diesem Montagmorgen die mit Holzeinfahren beschäftigten Männer mit der zweiten Fuhre unterwegs waren, hob das Glöckchen im Dachreiter des Schönmatterhauses wie ein Gewitter aus heiterem Himmel zur Unzeit zu läuten an. Die schrillen Töne schreckten den Meister aus der Ruhe. Seine Taschenuhr zeigte die elfte Tagesstunde. Stand der Hof in Flammen? Oder hatte sich sonst ein Unglück zugetragen? Es wurde dunkel vor seinen Augen. Die Pferde bockten und die ächzenden Räder versanken in den aufgeweichten Rarrgeleisen bis zu den Naben. Der Bauer trabte auf seinen langen Beinen den Hohlweg hinunter. Am Waldrand hatte er die ganze Schönmatter vor sich. Aber wie scharf er auch hinsah, es loderte kein Feuer aus den Balken und niemand rannte aufgeregter umher. Gemächlich räuchelte der Schornstein, die Schafe weideten ruhsam am Hang und alles lag in unberührtem Frieden. Gilgen atmete erleichtert auf. Und wie er so lauschte und schaute, tat die Glocke den letzten Schlag und schwang ermüdet aus. Da ging ihm ein Licht auf, er fraute sich in den Haaren und brummte:

„Die Base läutet eine Stunde zu früh zum Mittagessen. Sie will den Bogen mit Gewalt überspannen.“

Dies war die dritte Überraschung des Tages.

Unter Hüft und Hott fuhr der schwere Wagen vor. Sie luden die Spalten ab und würdigten Emma, die Magd, die im Auftrag der Ellenbergerin ins Schopftürchen trat und zum Essen rief, kaum einer Antwort. Als sie sich später an ihre Teller setzten, hatten sich die Haushälterin und das Mädchen schon wieder in einen geschützten Winkel verzogen, und die voreilige Hexe von Küchenuhr plemperte, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, auf Sommerzeit soeben über die erste Mittagsstunde. Aufgestützten Armes löffelten sie die laue, dickliche Suppe, schaufelten Speck und gedörrte Bohnen heraus und wezten die Messer. Sie saßen da wie drei Berschwörer. Ihre zornigen Blicke galten der umgefrempelten Zeitrechnung, die sie verdammt und verfluchten. Am Abend wiederholte sich daselbe Spiel, und noch einmal sprach Jakob Gilgen in seiner Langmut kein Wort.

In der gemeinsamen Kammer gähnte Knecht Andreas unter der gehäuselten Bettdecke hervor: „Mich wundert's, wer in diesem Krieg obenausschwingen wird, die Ellenbergerin oder der Meister, dem ich etwas Besseres als diese Kraßbürste ins Haus wünschen möchte.“

Melker Christian echote aus der Nachbarliegstatt:

„Mir einerlei. Aber das sage ich dir: Wenn es mit dem kalten Fressen nicht aufhört, sehe ich mich ungesäumt nach einer bessern Stelle um.“

„Waren das schöne Zeiten, als Mutter Gilgen noch lebte!“ seufzte Andreas, der seit anderthalb Jahrzehnten auf Schön matt diente.

„Es könnte wahrscheinlich noch immer so sein, wenn der Sohn kein Waschlappen wäre.“

„Man müßte eben alles wissen. Doch Schluß für heute. Es ist genug Heu unten“, mahnte Andreas zum Schlafen.

Nach den widerwärtigen Erlebnissen suchte der Schönmatter wieder einmal Vergessen im Buch der Geschichte. Aus den aufgeschlagenen Blättern sprach es ihn tröstlich an: Wie bedeutungslos ist doch alles, was Menschen auf Erden erfreut, was Menschen auf Erden leiden, gemessen am zeitlos fließenden Strom des Geschehens. Diese Einsicht stimmte ihn mild und besonnen. Und guten Willens löschte er das Licht.

*

Jakob Gilgen war nicht dazu geschaffen, seinen Überzeugungen und Wünschen unter Anwendung

von Gewalt zum Siege zu verhelfen. Eigenwillig bis zum Starrsinn, war er im Grunde doch ein Mann der Geduld und Bescheidenheit. Als er am nächsten Morgen auf dem Rundgang am Wohnhaus vorbeikam, schmetterte ihm der Kuckuck wiederum sieben statt nur sechs Rufe zu. Dabei erinnerte sich Gilgen genau, die Schwarzwälderin noch am Abend in voller Übereinstimmung mit seiner Taschenuhr und dem Wecker im Stübchen gefunden zu haben. Was war in der Zwischenzeit geschehen? Die Ellenbergerin, nicht zufrieden mit der Regentschaft in der Küche, griff nächstlicherweile auf fremdes Gebiet über und richtete die Zeiger der Kuckucksuhr vor. Solche Eigenmächtigkeit mußte unterbunden werden.

Der Schönmatter schritt nachdenklich über den Hof. In plötzlicher Wendung lief er in den Hausgang und in die gute Stube. Wie einer, der sich in den eigenen vier Wänden nicht mehr sicher fühlt, schob er den Riegel vor und horchte an der Tür, bis alles ruhig war. Dann löste er die Gewichte der Schwarzwälderin von den Rädchen. Im Uhrwerk raffelte es trocken wie in einer schwindstüchtigen Brust, und das Pendel kam nach einigen leeren Schwingungen zum Stehen. Die Tannzapfensteine verbarg er in der untersten Schublade des Sekretärs, schloß ab und steckte den Schlüssel an den Bund. Und fortan schwieg die alte Kuckucksuhr.

Sobald Jungfer Ellenberger das Verschwinden der Gewichtsteine bemerkte, beteuerte sie der Magd gegenüber, nicht eher rasten zu wollen, bis der verbohrt Quengler locker gebe und die Sommerzeit im Haus endgültig triumphiere. Sie beschwor einen Sturm herauf, der über dem Haupte des Bauern wirbelnd zusammenschlug.

Es blieb dabei, daß eine Stunde früher gekocht wurde als bisher, und daß jedesmal alles erkaltet und abgestanden war, wenn sich die Männer zu Tische setzten. In dem Hause, das bisher nur Friede und Eintracht gekannt hatte, fieberte ein Kampf auf Biegen und Brechen. Als Jakob Gilgen einen letzten Versuch unternahm, die Base mit Güte zum Einlenken zu bewegen, fauchte sie ihn wie eine zum Sprung bereite Raqe an:

„Ich gehorche dem bundesrätlichen Befehl und weiche nicht um die Breite eines Haares davon ab. Die Herren in Bern werden wohl wissen, was sie tun. Daran gibt's nichts zu rütteln.“

Auf diesen Bescheid ging der Bauer wortlos aus der Küche.

Es kam hinzu, daß der Melker, des lauen Essens wegen rebellisch und ruppig geworden, immer entschiedener zur Partei der Sommerzeitler hinüberwechselte. Christian wurde in seiner Schwentung durch die Hänseleien bestärkt, denen er im Dorfe ausgeliefert war, wenn er am Samstag abend mit einer Stunde Verspätung beim Barter und nachher zum üblichen Wochenend=Faß in der Pinte erschien. Die Ellenbergerin gewahrte Christians Schwäche mit Sperberaugen und gab ihm mit beißenden Sticheleien den Rest. Des einen Überläufers nicht satt, pirschte sich die Jungfer auch an den Knecht Andreas hinan. Der aber hielt treu zum Meister und schlug die verfänglichen Lockreden in den Wind. Dem immer bockbeiniger sich gebärdenden Melker wurde gekündigt, eine frische Kraft trat an seine Stelle, und der Tanz um die Seele eines Menschen begann von neuem.

Es kam ferner hinzu, daß Jakob Gilgen durch sein Festhalten an der alten Zeitmessung auf dem Viehmarkt zu Altenberg, einem Städtchen jenseits des Tales, eine beträchtliche wirtschaftliche Einbuße erlitt. Als er nämlich seine Mastfälder mit erheblicher Verspätung aufführte, hatten sich die Händler und Mehger bereits so weit eingedeckt, daß sie seine Ware nur obenhin mit bedauernden Blicken musterten. Was er unbedingt abstoßen wollte, mußte er zu Schundpreisen verschleudern. Die Sommerzeit spielte ihm bei dieser Gelegenheit einen so üblen Streich, daß er innerlich noch lange daran würgte. Statt aus der selbstverschuldeten Niederlage eine Lehre zu ziehen, versteifte sich der Schönmatter noch mehr auf seinen Eigensinn, obwohl er immer deutlicher merken konnte, daß sich die Welt um ihre eigene Achse drehte.

Und schließlich kam hinzu, daß die Base Ellenberger an einem Strickfränzchen teilnahm, bei dem jeden Donnerstagabend im Brunnrieder Unterweisungszimmer zum gemeinnützigen Klappern der Nadeln nach der Frauen Weise auch ein wenig Klatsch betrieben wurde. Die Haushälterin Jakob Gilgens führte das große Wort und goß die Lauge



... Eine Woche später sprach auch der betagte Pfarrer Gruber beim Schönmatter vor und bat in wohlgeordneter Rede zur Umkehr.

ihrer Kritik hemmungslos über die Verhältnisse auf dem Schönmatthofe aus. Es klang den lauschenden Strickfränzlerinnen wie berauschte Musik ins Ohr, daß dort oben alles drunter und drüber gehe und der Bauer, den einige von ihnen einst selber umworben hatten, nachgerade den Verstand zu verlieren scheine.

„Es ist nicht mehr zum Dabeisein. Gibt es denn kein Mittel, den widerstrebenden Meister zur Einführung der Sommerzeit zu zwingen?“ warf die Jungfer die Frage auf.

„Sicherlich gibt es das!“ brauste es im Chor. Und die Gattin eines erst kürzlich gewählten Gemeinderates schwang sich gewichtig in die Brust:

„Ich werde meinen Mann dahinterreißen.“

In den nächsten Tagen zeigte das Gesicht der Ellenbergerin wieder jenen Anflug von Sanftmut, den sie manchmal aus der Kirche nach Hause trug. Doch Jakob Gilgen traute dem frommen Schein wenig und sah sich für weitere Überraschungen vor.

Eines Abends Mitte Juni stieg das jüngste Brunnrieder Gemeinderatsmitglied zur Schönmatt hinauf, um zum Rechten zu sehen. Er winkte den Bauern, der mit seinen Leuten beim Heuabladen beschäftigt war, zur Seite:

„Ich bin von der Behörde beordert worden, im Vertrauen ein Wörtchen mit dir zu reden“, ging er ohne Umschweife auf sein Ziel los. „Es handelt sich um die Sommerzeit und darum, daß auch du dich auf sie umstellst.“

Jakob Gilgen erwiderte ruhig:

„Sage den Herren vom Rat, daß sich der Schönmatt nichts vorschreiben läßt, was sich ganz offensichtlich gegen die ewigen Naturgesetze richtet.“

„Ungewöhnliche Verhältnisse, wie wir sie heute haben, rufen ungewöhnlichen Maßnahmen“, lehrte der Behördevertreter. Und darauf Jakob Gilgen:

„Das mag für euch im Tal unten gelten. Hier oben haben sich die Dinge jedoch nicht derart verändert, daß das Altbewährte auf den Kopf gestellt werden müßte.“

„Wir werden ja sehen“, drohte der Brunnrieder und trollte sich bergab.

Eine Woche später sprach auch der betagte Pfarrer Gruber beim Schönmatt vor und bat in wohlgeleiteter Rede zur Umkehr.

„Was bringt Sie dazu, als Mann Gottes für menschliche Verirrung einzustehen?“ hielt ihm Gilgen entgegen.

„Das ist so abwegig nicht, wie Sie meinen. Ich bin der Diener der Kirche sowohl wie des Staates. Und der Staat befiehlt die Sommerzeit.“

„In wessen Auftrag Sie auch kommen, Sie hätten sich den beschwerlichen Aufstieg ersparen können.“

Aber der Schönmatt war nicht aus so hartem Holz geschnitten, daß die Ermahnungen spurlos an

ihm vorübergegangen wären. Sie stimmten ihn nachdenklich und bereit, die Argumente der Sommerzeitler bei Gelegenheit noch einmal gründlich zu überprüfen. Doch die Herren im Dorfe sollten sich samt der Base gedulden und das beständige Drängen und Zwängen unterlassen. Ein Gilgen beugte sich nicht vor fremder Gewalt.

*

Doch Sonderbares geschieht zuweilen auf Erden.

Kurz nach dem Heuet starb in hohem Alter der frühere Gemeindeammann Wehrli. Zu seinem Begräbnis erschienen die Männer und Frauen des Dorfes fast vollzählig, voran die vier Gemeinderäte mit dem neuen Ammann, der Gemeindefreiber, der Lehrer. In der Reihe der Leidtragenden bemerkte Jakob Gilgen seine Jugendgeliebte Anna Wehrli. Er sah sie in ihrer einstigen Ammut, so daß sein altes Knabenherz unter der Hemdbrust zu zittern begann. Und als er sie mit dem Bilde verglich, das er über Zeitenläufe hinweg in seiner Seele aufbewahrt hatte, erschien sie ihm trotz der angegrauten Haare und der fälligeren Gestalt so frisch und begehrenswert wie am ersten Tage. Das Freie, Zarte und doch Kräftige dieser Frau umschwebte ihn auf dem Wege zum Friedhof. Was wäre aus meinem Leben geworden, sann er, wenn ich damals das erlösende Wort gefunden hätte! Statt eines Giftkrattens, der die Leute gegen mich aufwiegelt, stände ein Engel meinem Hause vor.

„Schade für die Anna Wehrli“, murmelte Gilgens Nachbar im Trauergeleite.

„Wie so?“ fragte der Schönmatt.

„Noch so gut beieinander und schon Witwe. Ihr Mann wurde vor zwei Jahren beim Holzfällen von einer Tanne erschlagen. Der einzige Sohn führt heute das Heimwesen.“

„Früher oder später trifft es jeden. Der Tod wählt nicht lange“, sagte Gilgen trocken und scheinbar unbeteiligt, um seine wahren Gefühle zu verbergen. Heimlich aber sang ein Lied in ihm aus vergangenen Zeiten, und sein Blut, das sonst so zähflüssige, geriet in leichtes Strömen. Etwas Hohes, Feiertägliches lag in der Luft. Und im tiefsten Innern spürte er, daß es für ihn noch nicht aller Tage Abend war.

Seltam gehoben kehrte er auf die Schönmatt zurück, kleidete sich um und wanderte, um mit

seinen Gedanken allein zu sein, über die Felder. „O, wenn du alles, was dir gehört, mit Anna Wehrli teilen dürftest, bevor das letzte Dunkel fällt!“ flüsterte ihm eine Stimme aus den knisternden Ähren zu. Und als er später durch die gute Stube in seine Kammer ging, schaute ihn die verstummte Kuckucksuhr wie ein Vorwurf an: „Achtzig Jahre habe ich den Gilgen ohne Unterlaß die Stunde gerufen. Zum Dank dafür hängst du mir einer Schrulle wegen die Gewichtsteine aus. Segen wohnte in diesem Raum. Nun aber haust der Unfriede darin, der mich zum Opfer erfor.“ Der Bauer lächelte und raunte: „Vielleicht, daß ich dich bald wieder in Gang setzen werde.“

*

Es ist ein Abend Ende Juli mit Regen und warmem Wind. Jakob Gilgen hat mit den Knechten das Nachtessen eingenommen und ist dann ausgegangen, weil er sich nicht gern in der Nähe der Base aufhält. Nun sitzt er oben am Waldrand und überschaut bekümmert sein Land. Dann und wann geben die tiefhängenden Wolken einen Streifen Talebene frei, und einmal hebt sich sogar der ferne See in sein Auge. Der Schönmatter fühlt das beginnende Alter, die Einsamkeit. Er denkt an Anna Wehrli, die seit dem Begräbnis ihres Vaters sein ganzes Wesen erfüllt. Und er denkt auch daran, wie sie zu erreichen wäre. Das verbende Wort, das ihm vor achtundzwanzig Jahren nicht über die Lippen wollte, jetzt fände er die Kraft, es auszusprechen. Und wie er so sitzt und sinnt und friedlichen Pfeifenrauch in den lauen Abend kräuselt, formt sich ihm die Hoffnung, nur leise zuerst, doch immer bestimmter, die nie vergessene Frau doch noch zu gewinnen. Und schon weiß er, wie er es anstellen wird, den Weg zu ihr zu finden. Es ist eine Zuversicht in ihm wie schon lange nicht mehr.

Mit der frohen Entschlossenheit, seinem Leben ein spätes Glück zu sichern, betrat er bei einbrechender Nacht sein Stübchen, drehte das Licht an und langte zu Feder und Papier. Er schrieb der Witwe Anna Glaser, geborene Wehrli, und brachte, obwohl er kein großer Schreiber war, einen ansehnlichen Brief zustande. In Wendungen, die da und dort seine Belesenheit verrieten, bekundete er seine verspätete, doch deswegen nicht weniger aufrichtige Teilnahme am Heimgang ihres Vaters, den



... „Da stimmt etwas nicht. Ich müßte ja längst in Wingreis sein. Solch sträfliche Verspätung!“

er immer als einen weisen und geraden Mann geachtet habe. Er wies auf den Tod seiner eigenen Mutter hin und knüpfte daran ein paar wehmütig angehauchte Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Zum Schluß äußerte er den Wunsch, mit seiner Alterskameradin, sofern sie dazu Zeit und Lust habe, in freier Aussprache gemeinsame Jugenderinnerungen aufzufrischen. Als Ort der Zusammenkunft schlug er das halbwegs zwischen Brunnried und ihrer zweiten Heimat am See gelegene Winzerdorf Wingreis vor. Die Bestimmung des Tages und der Stunde überließ er ihr.

Um den Schnüffeleien der Base die Spitze abzubiegen, trug Jakob Gilgen das mit gebotener Zurückhaltung verfaßte Schreiben am nächsten Morgen persönlich zur Post. Und dann wartete er auf Antwort. Sobald der Briefträger fällig war, begab er sich auf den Auslug. Eine halbe, eine ganze Woche verstrich, und die Botschaft blieb immer noch aus. Anna Wehrli schien sich die Sache gründlich zu bedenken. Endlich, als er seinen Schritt zu ihr hin bereits zu bereuen begann und mürrisch über sein Anwesen strich, flog ihm die ersehnte Nachricht zu. Anna meldete kurz und knapp den Zeitpunkt ihres Eintreffens auf der Station Wingreis. Weiter nichts. Kein Wort zuviel und keines zu wenig. Doch zwischen den Zeilen erhob sich die erstaunte Frage: Was willst du eigentlich von mir?

Eine leise Ernüchterung kroch in Jakob Gilgen auf. Aber dann sagte er sich, daß es an ihm liege und an niemand sonst, das alte Mißverständnis aus der Welt zu räumen und Anna das Entgegenkommen zu erleichtern. Es rückte der Augenblick heran, da er aus sich heraustreten und der einzigen Frau seine rein erhaltene Liebe bekennen mußte, selbst auf die Gefahr hin, zurückgewiesen zu werden. Drinnen im Stübchen blätterte er im Kursbuch der Bundesbahnen und kritzelte die Verbindungen auf ein Fetzchen Papier, das er sorgfältig verwahrte. Es fuhr ein Zug ab Altenberg, der ihn rechtzeitig nach Wingreis brachte.

*

Der große Tag war da. Jakob Gilgen schabte sich einläßlich und ohne Hast den Bart, so daß sich die Wange, die er mit dem Maunstein betupfte,

zart wie eine Pfirsichhaut anrührte. Das Zuknöpfen der wie ein Panzer gestärkten weißen Hemdbluse und des Kragens bereitete ihm Mühsal und Beschwer. Die klobigen Finger klaubten an den immer wieder mit Arglist ausgleitenden Knöpfchen herum, fast wie die Zange eines Krans, der eine Stricknadel vom Boden aufheben soll. Der Schönmatter schnaufte und biß die Zähne aufeinander. Doch wie hart ihn das Werk auch ankam, die Vorsicht verbot ihm, die Base zu Hilfe zu rufen; denn hundert gegen eins hätte ihre Neugier wissen wollen, wozu er sich mitten in der Woche sonntäglich gewande. Und weil er vor Gott und Menschen nicht gerne log, verrichtete er die Arbeit aus eigener Kraft.

Nach dem Mittagessen zog Knecht Andreas den Break aus dem Wagenschuppen und schirrte die Lise ein. Frohen Mutes und die Anrede an Anna Wehrli zehnmal überdacht im Kopfe, federte Jakob Gilgen die Kantonsstraße hinunter. Um kein Aufsehen zu erregen, umfuhr er das Dorf auf Nebenwegen. Bis Altenberg hielt das Pferd leichten Trab. Als hätte ihm einer ins Ohr geraunt, daß es eine Bäuerin heimzuholen gelte, wieherte es übermütig in den Sonnenglast, der fiebernd über dem Asphalt glomm. Beim Gasthaus „Zum goldenen Schlüssel“ spannte er aus, gab Tier und Wagen in Obhut, versprach, am Abend zu Speise und Trank rechtschaffen einzufehren und schärfte dem schwerhörigen Stallknecht ein, an seiner Lise den Hafer nicht zu sparen. Soweit war alles in Ordnung.

Am Bahnhof harrte der Schönmatter des Zuges, der ihn der geliebten Frau entgegentragen sollte. Er wartete zehn, er wartete zwanzig Minuten und war so sehr in die bevorstehende Begegnung versponnen, daß ihm die Stille ringsum nicht auffiel. Kein Reiselustiger, der mitfahren wollte, kein Postkarren hoch mit Gepäckstücken beladen, kein Glockensignal, nur dann und wann ein dumpfes Knacken im erhitzten Geleise. Gilgen vertrat endlich ein paar Schritte, schaute dabei zufällig auf die Bahnuhr und erschraf:

„Da stimmt etwas nicht. Ich müßte ja längst in Wingreis sein. Solch sträfliche Verspätung!“

Aufgebracht klopfte er den Vorstand heraus:

„Wann fährt der Zug nach Wingreis?“

„Der wurde vor einer Stunde abgefertigt.“

Es sprang dem Schönmatter heiß und kalt über den Rücken. Und es war ihm zumute wie einem vom Hochwasser Heimgesuchten, dem die Fluten das Haus vor den Augen fortzuschwemmen. Wieder einmal zuckte es ihm durch den Kopf:

„Die Sommerzeit! Jetzt hat sie mir den schlimmsten Streich gespielt!“

Der Boden wankte ihm unter den Füßen. Wie ein Verlorener stieß er die Tür zum Wartesaal auf, tastete mit den Fingern über die Zahlen und Zeichen des Fahrplans und stellte fest, daß die nächste Verbindung erst am Abend bestand. Was tun? Mit dem Breat hinfahren? Er erwog hin und her. Doch verwarf er den Einfall, weil er die Lise zu stark abgehegt hätte und doch nur wenig vor dem Zuge nach Wingreis gekommen wäre. Traurigen Blicks ließ er den letzten Rettungsbalken unbenützt an sich vorübertreiben.

Doch Jakob Gilgen wurde nicht kleinmütig. Er glitt in kein Fluchen und Verwünschen hinein, sondern saßte sich langsam und in Ruhe und spürte selbst im drohenden Zusammenbruch seine Einheit und Ganzheit. Auch dieser schwere Tag würde überstanden werden.

Bevor er von dannen ging, zog er seine Taschenuhr, die der Sommerzeit immer noch nachhinkte, und richtete sie unwillkürlich um eine Stunde vor. Es rührte nicht entfernt an sein Bewußtsein, daß er mit dem Druck auf den Regulierknopf ins Lager der Ellenbergerin überließ, und daß in diesem Augenblick der neue Pulsschlag der Welt von ihm Besitz ergriff.

Nach der kampflosen Selbstübergabe, streifte Jakob Gilgen durch die Straßen und Gassen des Städtchens, wo aus offenen Werkstätten das frohe Lied der Arbeit erklang. Beim Sattler bestellte er einen Kummer und sonstiges Lederzeug, beim Seiler Halftern für seine Mastkälber und Garbenbänder für die demnächst beginnende Getreideernte. Schließlich wanderte er durch das obere Tor hinaus auf eine freie Anhöhe über dem Ort. Hier öffnete sich ihm der Blick das Tal hinauf bis an den See, an dessen Ufer die Umrisse des Dorfes Wingreis im Dunst verschwimmerten. Dort wartete Anna Wehrli, die Frau, die er heimführen wollte. Er nahm sich vor, ihr nochmals zu schreiben und ihr sein Mißgeschick so gründlich zu schildern, daß sie ihm die Nachsicht nicht versagen konnte.

Am vorgerückten Abend spannte er beim Gasthaus „Zum goldenen Schlüssel“ seine Lise wieder ein und fuhr gemächlich auf Schönmatt zurück. Als das Haus längst schlief, hob er die Gewichtsteine der Schwarzwälderin aus der Schublade des Sekretärs, hängte sie an die Enden der Kettchen, zog sie auf, rückte die Zeiger auf Sommerzeit und verlieh dem Pendel guten Schwung. Das alles geschah, im Gegensatz zum nachmittäglichen Nichten der Taschenuhr, mit dem vollen Bedacht, den Anschluß ans Leben doch noch zu gewinnen. Denn ein Bauer, der in Sonne und Regen sein Land bebaut, gibt das Hoffen niemals auf.

Zeichnungen von Rudolf Moser, Bern

Es kommt nur auf die Form an

In einer Pariser Gemeindeschule tollten die Jungen während der großen Pause so ausgelassen herum, daß ein neunjähriger Bengel zum Entsetzen seiner Kameraden in die breite und tiefe Wasserleitungsanlage fiel. Der sofort herbeigeholte Direktor erkannte die Unmöglichkeit einer Rettung ohne Facharbeiter. Er ließ also zwei solche kommen, die den Verunglückten nach zweistündiger Arbeit glücklich an die Oberfläche beförderten. Selbstverständlich mußten die beiden Arbeiter entlohnt werden. Der Schuldirektor schickte die Leute mit folgendem Zettel zu dem zuständigen Herrn des Magistrats: „Diesen Männern sind zwölf Franken auszuführen, da sie einen Schüler aus der Wasserleitungsanlage gerettet haben.“ Zwei Tage später – der Direktor hatte den kleinen Unfall längst vergessen – meldeten sich die Retter abermals und erzählten dem verduhten Schulleiter, daß man im Stadthaus die Auszahlung des lächerlichen Betrages verweigerte. Mit der geradezu klassischen Begründung: „Für die Rettung von Verunglückten ist im Etat kein Sou vorgesehen.“ – Dem Direktor ging ein Licht auf, und alsbald schrieb er auf einen zweiten Zettel folgende Worte: „Diesen Männern sind vierundzwanzig Franken für die Säuberung unserer verstopften Wasserleitungsanlage auszuführen.“ Da für diese Zwecke im Jahresetat der Gemeindeschulen eine bestimmte Summe vorgesehen war, konnte der Betrag denn auch anstandslos ausgehändigt werden.